

Hrsg. Ullrich Junker

## **Rübezahl und die deutschen Poeten.**

Erinnerung an August Kahlert.

(in: Rübezahl – Der Schlesischen Provinzialblätter  
1869 – III. Heft)

**© im April 2020  
Ullrich Junker  
Mörikestr. 16  
D 88285 Bodnegg**

Preis für Abonnement-  
Preis: 20 Sgr.  
Einzelne Seite 7 1/2 Sgr.



**ÜBEZAHL.**

Zu beziehen durch jede  
Buchhandlung u. Postanstalt.  
Jährlich 12 Hefte.

Der  
**Schlesischen Provinzialblätter**

dreißundsiebzigster Jahrgang.

Der Neuen Folge achter Jahrgang.

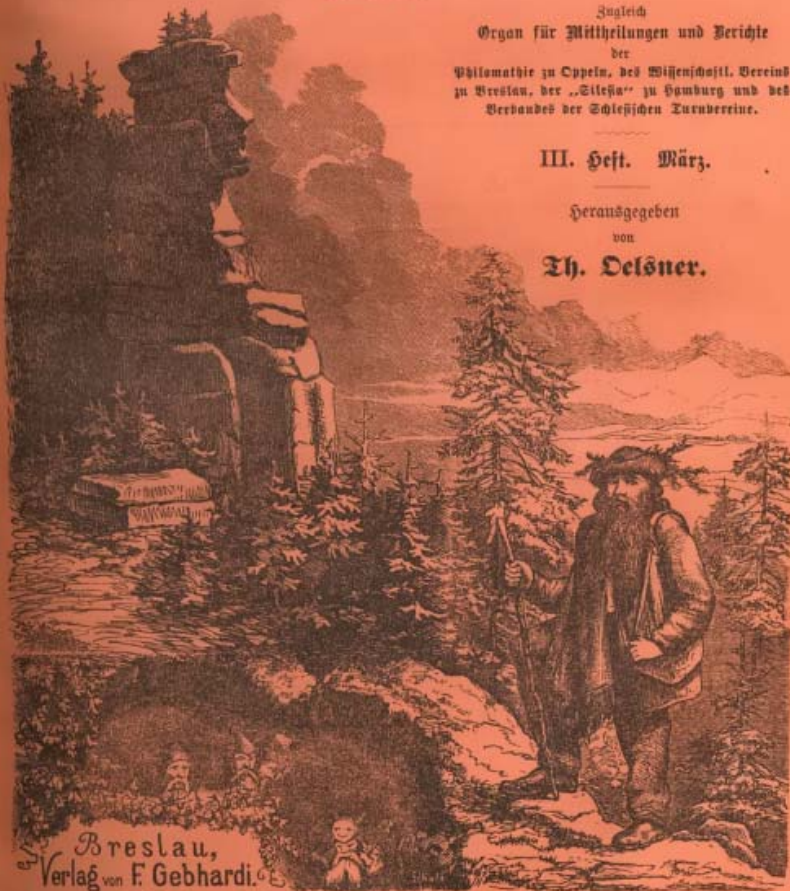
**1869.**

Zugleich  
Organ für Mittheilungen und Berichte  
der  
Philomathie zu Oppeln, des Wissenschaftl. Vereins  
zu Breslau, der „Silesia“ zu Hamburg und des  
Verbandes der Schlesischen Turnvereine.

III. Heft. März.

Herausgegeben  
von

**Th. Velsner.**



Breslau,  
Verlag von F. Gebhardt.

Insertionsgebühren 1 Mal gespaltene Petitzeile 2 1/2 Sgr.

## **Rübezahl und die deutschen Poeten.**

Erinnerung an August Kahlert.<sup>1</sup>

Unter den deutschen Volkssagen, welche den Dichtern zu mannigfaltiger Bearbeitung Stoff lieferten, hat die schlesische Rübezahl sage nicht die wenigsten beschäftigt und insbesondere zu Oper und Schauspiel ist sie oft benutzt worden. Der auf dem Sudetengebirge hausende Geist hat etwas Neckisches, Gutmüthiges in seinen Spukereien, wovon das Gebirgsvolk von Landeshut bis Zittau sich noch heute unterhält und den neugierigen fremden Gebirgsreisenden auf ihr Verlangen so viel zu erzählen weiß. Wir beabsichtigen hier nun, die Sage weiter zu verfolgen, als es gewöhnlich geschieht, indem die meisten Dichter sich als einziger Quelle in diesem Falle der „Volksmärchen“ von Musäus bedienen, während bei diesem Schriftsteller die ursprüngliche Sage bereits modernisiert auftritt. Mit Recht wirft Gervinus (Geschichte der deutschen Poesie Bd. V. S. 200) dem so viel gelesenen Buche gekünstelte Naivität und falschen Schmuck vor; indessen durste er nicht verschweigen, daß, ‘während die damalige Lesewelt Erzeugnisse der Vorzeit ohne zeitgemäße Zubereitung gar nicht vertragen hätte, Musäus doch wohl Manchen angeregt, sich um die in elegante

---

<sup>1</sup> Auf das Nachstehende durch Holtei, welcher es zu seinen Studien für „Haus Treustein“ benutzte, aufmerksam gemacht, bringen wir es, nachdem es vor Jahren im „Dtsch. Museum“ gestanden, hier an heimischer und wahlverwandter Stätte zugleich als eine Erinnerung an den verstorbenen Verfasser wieder zum Abdruck. Red.

Kleidung gehüllten alten Sagen etwas zu bekümmern. Er machte es mit den Märchen des deutschen Volkes nicht anders als sein Freund Wieland mit den provenzalischen und italischen verfuhr. Die Süßlichkeit des Zeitgeschmacks, der ungeschminkte Natur nicht vertrug, hätten Beide freilich eher bekämpfen, als befördern sollen.

Martin Opitz bereits nimmt in seiner „Schäferlei von der Nymphe Hercynie“ (1630), worin er in Gesprächsform die Merkwürdigkeiten des Riesengebirges abhandelt, von dem Spuk des Rübezahl in jenen Bergen Notiz, nachdem schon der Hirschberger Physikus Schwenckfeldt (ein zu seiner Zeit bedeutender Naturforscher, den man übrigens nicht mit dem 50 Jahre früher verstorbenen in der deutschen Kirchengeschichte berühmten Theologen Schwenckfeldt verwechseln wolle) in seinen naturwissenschaftlichen Schriften gelegentlich Anekdoten darüber mitgeteilt hatte.

Opitz stellt sich dem Volksaberglauben ziemlich vornehm gegenüber. Er sagt: „Leute, die hier herum wohnen, reden viel von diesem Gespenst und wollen dasselbe zuweilen in Form eines schönen Rosses, einer Kröte, eines Raben, einer Nachteule, eines Bergmännleins, eines Mönches und dgl. gesehen haben.“ Dann weist er darauf hin, daß Gottesfurcht zu allen Zeiten in den Einöden vorzüglich sich geltend gemacht habe. „Die ungöttlichen Götter“, fährt er fort, „begehrten dasselbe, als der wahre Gott, der über uns ist, wie denn die Alten (er meint hiermit wohl die alten Deutschen) nicht so sehr elfenbeinerne und güldene Bilder als die Büsche und das geheime Stillschweigen darin angebetet, ja, Wälder, Wiesen und Seen geheiligt, und sie mit Namen der

Götter genannt haben.“ Hiermit also verweist Opitz die Sage vom Rübezahl in die schlesische heidnische Vorzeit. Ein romantisches Interesse wußte er, der Schüler des griechisch – römischen Alterthums, ihr nicht abzugewinnen. Als sich dann ferner die Erzählungen von allem Schabernack, welchen der Geist harmlosen Gebirgswanderern spielte, vermehrten, sammelte sie ein gewisser Prätorius und gab sie unter dem Titel: *Daemonologia Rubinzalii Silesii* (Leipzig 1663, 3 Theile) heraus. Die Gelehrten wurden gleichfalls auf diese Geschichte aufmerksam, und so dürfen wir uns nicht wundern, sogar an den Universitäten Disputationen darüber abhalten zu sehen. Namentlich sind zwei Dissertationen anzuführen: Frenzel, *De spiritu in monto gigantes Silosiorum*. Wittenberg 1673, und Frid. Bekmann, *oratio de spectro etc.* Frankfurt 1679. Letztere ist später auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Beide eifern gegen die Schädlichkeit des Aberglaubens. Was man an Hypothesen über den etwai- gen geschichtlichen Ursprung bisher aufgestellt hatte, faßte der in Rothenburg an der Fulda lebende Hofprediger Lucä, ein geborener Schlesier, in seinem Buche: „Schlesische Fürstenkrone von Friedrich Lichtenstern“ (Frankfurt a/M. 1685), zusammen, worin über alle mögliche schlesische Merkwürdigkeiten in der damals beliebten Gesprächsform verhandelt wird. Man hatte den sonderbaren Namen untersucht. An ein Zählen von Rüben zu denken, wie Musäus in seiner selbstersonnenen, bei keinem der älteren Sammler sich findenden Geschichte von der schönen Prinzessin Emma thut, ist keinem Andern eingefallen. Man hatte den Ursprung weiter hergeholt und die Sage, als vom Süden

durch Einwanderer eingeschleppt, bald von dem Thal Ronceval, bald von Roi de val, bald gar von Robert le diable herleiten wollen. Lucä verwirft alle diese philologischen Conjecturen, ohne eine eigene an deren Stelle zu setzen. Auch der Däne Ludwig Gude in seinem historisch-topographischen Buche: „Der Staat von Schlesien“ (Halle 1707) spottet über dieses Märchen, ohne sich auf nähere Forschung einzulassen. Er erzählt dabei folgende komische Geschichte: Zwei Männer seien über das Gebirge gegangen, die mit Nägeln beschlagene Schuhe getragen, im Gehen sei plötzlich der Eine, an den Boden gefesselt, stehen geblieben. Sogleich sollte dies ein Spuk vom Rübezahl sein, Der Andere aber schlug ein Stück Erde unter dem gefesselten Fuße los, befreite den Freund, und verkaufte den Block an einen Naturkundigen, der ihn für einen Magnetstein erkannt haben soll (?). – Die Anzahl der Besucher der Schnee- oder Riesenkoppe, des höchsten Punktes in Deutschland (wenn man Tyrol, Kärnthen, Steiermark freilich nicht dazu rechnet) vermehrte sich seit 1681, in welchem Jahre der Eigenthümer der ganzen Gegend, Graf v. Schaffgotsch, eine steinerne Kapelle, an der seit einem Decennium gebaut worden war, auf der höchsten Spitze den heiligen Lorenz einweihen ließ. Nun hatten die Wanderer für ihre höchst beschwerliche, bisher sogar lebensgefährliche Bergsteigung ein bestimmtes Ziel. Man legte ein Buch zur Einzeichnung für die glücklich Hinaufgelangten aus, und begründete damit eine Sammlung unzähliger Spottgedichte, oder gereimter Verwünschungen, auch wohl Danksagungen, die meistens dem Berggeiste Rübezahl galten. Im Jahre 1737 erschienen diese Reimereien

im Druck, ein starker Quartband unter dem Titel: „Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das weltberühmte Riesengebirge, welche von 1696 bis 1737 unternommen worden.“ (Hirschberg.) Der Redacteur dieses seltsamen Buches war ein damals geschätzter, auch in der deutschen Literaturgeschichte wegen seiner fleißigen Biographie Opitzens noch genannter Schriftsteller. C. G. Lindner war Arzt in Hirschberg, und als Bellettrist ganz von Gottsched abhängig, der seine Gedichte sehr günstig beurtheilte, als sie (1743) gesammelt erschienen. Sind sie nun auch gegenwärtig billig vergessen, so darf dieses Los nicht die Sammlung der zu seiner Zeit umlaufenden Märchen vom Rübezahle treffen, denn hiermit hat er immer eine Arbeit geliefert, welche die seiner Vorgänger übertrifft. Das Buch führt den Titel: „Bekannte und unbekannte Historien von dem abentheuerlichen und weltberuffenen Riebenzahl“ (so schreibt Lindner den Namen, während noch Opitz „Rübenzal“ schreibt) und bildet einen Anhang zu der erwähnten Ausgabe der Koppenbücher, ist auch einzeln verkauft worden. Obgleich der Herausgeber in der Vorrede sich sehr darüber ereifert, „daß man unachtsamer Weise mit dem sogenannten Riebenzahle eine merkliche Abgötterei treibe, und ihm Thaten beimesse, die allein dem allmächtigen Gotte vermögend und eigen sein“ – obgleich er die Schädlichkeit und Schimpflichkeit des im Volle verbreiteten Aberglaubens heftig bekämpft, so hält er es doch der Mühe werth, die umlaufenden verschiedenen Anekdoten zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern. Er hat nicht blos die von Schwenckfeldt und Prätorius gesammelten wiedergegeben, sondern hat selbst oft das Gebirge



bestiegen, und sich durch den Volksmund belehren lassen. Im Ganzen erzählt er uns 83 verschiedene Geschichten, von denen jede eine kurze Inhaltsanzeige und einen schlechten Holzschnitt an der Stirn trägt. Die Art des Vortrages ist höchst einfach und volksmäßig, Musäus hat das Buch bei manchen seiner Märchen sichtbarlich benützt, nur daß er eben die Vortragsweise gänzlich umgewandelt, weil er keinen Sinn für echte Natürlichkeit hatte, Die erste der sämtlichen Anekdoten wird ins Jahr 1572 gesetzt, was unstreitig nur ein willkürlich angenommenes Jahr ist, da man bei den widersprechenden Zeugnissen des Volksmundes keine gewissenhafte Chronologie erwarten kann. Wir theilen nun ein paar dieser Rübenzahlstreiche nach Lindner mit, wobei wir uns an die kürzesten halten.

Die eine Anekdote führt den Titel: „Riebezal geht unbarmherzig um mit einem widerspenstigen Wurzelmann.“ Bemerkenswerth ist, daß in der Erzählung der Name des Geistes: „Ronzival“ ist, ein Name, der, nach obiger Anführung, von einigen Forschern für den ursprünglichen gehalten worden ist, woraus der Volksmund das Wort „Riebezal“ gebildet, und als Spottnamen, den der Geist nicht leiden könne, gebraucht habe.

„Es war ein Wurzelmann, der trug allezeit Wurzeln und Kräuter in die Apotheken. Derselbe hat den Weg zu des Geistes seinem Wurzelgarten gewußt, es heißet der Teufelsgrund, darinnen hat er seinen Garten und seine sonderliche schöne Kräuter und Wurzeln, dieselben bekommt kein Mensch von ihm, er giebet sie denn gutwillig, Will er. sie durch Gewalt oder durch Conjuraciones bekommen, so muß

er der Sachen perfekt sein, oder er bricht ihm den Hals, oder er hat sonsten großes Unglück davon. Auf eine Zeit brachte dieser Wurzelmann etliche Wurzeln in die Apotheken zu Liegnitz; zur selbigen Zeit lieget der Oberste Lyon als ein Commandant in der Stadt, dessen Frau läßt den Wurzelmann zu sich kommen, und verspricht ihm ein großes Geld, wenn er ihr würde die rechte weiße Wurzel bringen, welche in demselben Garten wüchse. Der Mann verspricht sie ihr zu schaffen. Sobald er nun nach Hause kommen, reiset er hinauf und gräbet, Ronzival kommt zu ihm, fraget ihn, was er da grübe: er sagt, er wäre ein armer Mann, hätte viel unerzogene Kinder, er müßte sich von Kräutern und Wurzelsuchen erhalten. Der Geist versetzte, er hätte solche Sachen genug im Gebürge, er sollte ihm seinen Garten mit Frieden lassen, doch, was er hätte, sollte er behalten und nicht mehr wiederkommen. Der Mann bringt der Obristin Lyon was von dieser Wurzel, welche sie ihm theuer genug bezahlt hat, aber, wo er deren mehr könne haben, sollte er zuschauen. Dieser gehet zum andernmal hin und gräbet, Ronzival kommt wieder und spricht: Was machst du? ich habe dir's verboten, du sollst nicht mehr wiederkommen und du thut es doch, gehe, sonst wirst du erfahren, was ich mit dir machen will. Der Mani gehet, und bringet der Frau Obrist wieder was, welche sie ihm noch teurer als die ersten bezahlt. Der Mann bekommt ein Herze, gehet zum drittenmal wieder hin, und gräbet. Der Geist kommt und fraget, was er da mache, er hätte ihm ja verboten, hieher nicht wieder zu kommen, nimmt ihm die Hacken aus der Hand, dieser holet sie wieder und hacket. Der Geist spricht, er solle aufhören zu hacken,

es wäre Zeit. Der Mann kehret sich an nichts, sondern hacket immer frisch zu. Hierauf riß er ihm die Hacken aus der Hand und warf sie weg. Er wollte sie wiederholen, als er nach den Hacken greift, nimmt ihn der Geist beim Kopfe, führt ihn mit sich in die Luft, und zerreißt ihn in Stücken, daß nicht mehr als ein Pelzármel davon vorhanden ist, welchen sein Sohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, so mit gewesen, zurück gebracht, solchen habe ich mit Augen gesehen.“

Eine andere Geschichte lautet so: „Riebezal giebet einen Bettler ab.“ – „Vor 80 Jahren, als ein Freiherr über das Gebirge reisete, begegnete ihn ein lumpigter Bettler, welcher, bei dem Wagen um einer Zehrpennig anhielte. Es soll aber der Herr zu ihm gesagt haben: packe dich, bist du doch stark genug, gehe und thue Gutes, und arbeite den Leuten um's Lohn, Da hatte der bettelhafte Riebezal angehoben: Begehre ich es doch nicht umsonst, lieber Herr, daß Er mir armen Kerl was mittheilte, sehet, allhier hab' ich einen Seckel voll schönen weißen Streusandes, so ich allhier geholt habe, nehmet solches von meiner Hand, und gebet mir doch nur soviel, als Ihr selber freiwillig wollet, Durch dieses Präsent soll sich der Freiherr bewegen lassen, und dem Bettler einen Reichsthaler herausgeworfen haben, Was geschieht? Wie dieser Herr nach seiner Heimath kommt, übergiebt er seiner Liebsten das überkommene Säcklein, sprechend: hier bring' ich einen Sack voll Ducaten mit. Darüber sie gelächelt und das Säcklein geöffnet hat, auch befunden, das, wie ihr Herr aus Possen gesagt, lauter Gold darin gewesen. Das ist ein schöner Tausch, tausend Ducaten um einen Thaler zu kaufen. Mag wohl heissen, wer da hat, dem wird gegeben.“

Genug dieser Beispiele, woraus sich der Character der Lindner'schen Arbeit, die ein schlichtes Denkmal dem historisch gewordenen Aberglauben errichten wollte, hinreichend erkennen läßt. Die eigenthümliche Physiognomie des Berggespenstes ist auf mannigfache Weise darin ausgedrückt, behält doch aber immer etwas Stereotypes, wodurch sich ein Unterschied zwischen ihm und den Geistern anderer Gebirge begründet. Zunächst ist Rübezahl, hinsichtlich seiner Erscheinung, ein wahrer Proteus, nicht bloß in der Gestalt der verschiedensten Thiere, auch unter der verschiedenener menschlicher Ständen, häuslicher Geräthschaften, selbst als Naturphänomen wie Nebel, Hagel, Sturm treibt er mit den ängstlichen Wanderern seinen Unfug. Er ist lauenhaft und liebt die Possen, worin er wirklich einige Aehnlichkeit mit dem altdeutschen Eulenspiegel hat. Doch sehr selten ist es bei ihm auf leere Neckerei, bloßen Muthwillen abgesehen. Fast immer liegt seinen Streichen eine moralische Absicht zum Grunde; hier bestraft er einen Geizhals, dort demüthigt er einen Hochmüthigen; hier sind ein paar Mädchenjäger auf verbotenen Wegen und werden vom Rübezahl, der sich ihnen als ein wunderschönes Weib, wie Helene im Faust zeigt, gezüchtigt; dort hilft er dem Armen, der bereits an seinem Geschicke und an der Vorsehung verzagt. Im dreißigjährigen Kriege verschont er seine der beiden Religionsparteien; den Protestanten erscheint er als Mönch, den Katholiken als schwedischer Kriegsmann. Nirgends hat er etwas Mephistophelisches, vielmehr sind die Gotteslästerer von ihm mehr bedroht, als die rechtschaffenen Christen. Die von manchen Schriftstellern, z. B. noch

von Weber in den bekannten „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen“ aufgestellte Behauptung, daß Rübezahl zu erscheinen aufgehört habe, seitdem auf dem Gipfel seines Gebirges eine christliche Kapelle errichtet worden ist, ist voreilig, wie man aus Lindner's 50 Jahre nach der Kapelleneinweihung geschriebenen Buche entnehmen kann.<sup>2</sup> So schnell läßt sich das Volk ihm einmal liebgewordene Phantasiegestalten nicht entreißen. Erst im Verlaufe des 18. Jhdts. mit der sich verbreitenden Opposition gegen alle Wunder gewann der Scherz die Oberhand, der noch jetzt von den Tausenden, die jährlich von weit und breit herkommen, um die Sudeten zu besteigen, unter fröhlichem Jubel bei jedem bösen Streiche, welchen ihnen an den heitersten, wolkenleersten Tagen plötzlich der Himmel spielt, über die Tücke des Rübezahls geübt wird.

Und damit sind wir auf dem Punkte angelangt, der seit 2 Jahrhunderten von wirklich einsichtigen Beobachtern der Natur geltend gemacht worden ist, wenn man von ihnen Aufklärung über die ganze Rübezahlsage verlangt. Die klimatischen, ganz örtlichen Verhältnisse des Böhmen von Schlesien trennenden großen Gebirgszuges tragen höchst wahrscheinlich die Schuld der abenteuerlichen Gerüchte, von denen allerdings anzunehmen ist, daß sie bis in die älteste slavische Vorzeit reichen. Die Sturm- und Regenwolken, von dem Gebirge angezogen, bringen so häufig, während die Beschaffenheit der Atmosphäre es nicht im Mindesten erwarten ließ, ein wahrhaft furchtbares Unwetter auf den Höhen hervor, daß es unseren wundergläubigen Vorfahren sehr

---

<sup>2</sup> Siehe auch Provbl. 1. 116 (1862).

nahe lag, einen bösen Dämon als die unmittelbare Veranlassung anzunehmen. Gerade den launischen Character, den sie ihm beilegte, wird bis auf die neueste Zeit, von Musäus' Beispiel gelockt, die Sage immer wieder ausbeuten, und ihn wollen wir, weil sie in unserm Zeitalter an romantischem Stoffe überhaupt keinen Ueberfluß hat, jener gern gönnen, und an Goethe erinnern, der, als ein scharfsinniger Historiker die Geschichte vom Apfelschusse des Tell als eine Fabel nachzuweisen sich bemühte, zornig ausrief: „Die Kritik werde noch alles Hübsche im Leben zerstören.“

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über den Namen des gutmüthigen Poltergeistes, mit dem wir unseren Lesern vielleicht schon zu lange beschwerlich gefallen sind. Er wird in den verschiedenen alten Schriften vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jhdts. sehr verschieden geschrieben, „Rübezahl,“ „Riebezahl,“ „Riebenzahl“ und „Riebenzal,“ was sich schon aus der schlesischen Mundart erklärt, in der alle Diphthongen breit ausgesprochen werden. Die Etymologie aus provenzalischen und französischen Namen würden wir mit Lucä, der kein Gewicht darauf legt, abweisen. Nicht unwahrscheinlich aber ist, daß er aus einer Verbindung slavischer Laute mit dem lateinischen alten Namen der sämtlichen sarmatischen Berge zusammenhängt. Bekanntlich heißen diese im Allgemeinen schon bei Plinius montes Rhipaei oder Rhiphaei, bei Virgil kommt auch vor: arces Rhipacae. Nun haben die ältesten schlesischen Geschichtsschreiber, z. B. Curäus (Schlesische Chronik, deutsch von Räthel,

Wittenberg 1587)<sup>3</sup> darauf hingewiesen, daß von eben diesem Namen der jetzt übliche deutsche: „Riesengebirge“ herühre; dieser würde freilich, da alle Größe relativ ist, allenfalls Dem gerechtfertigt erscheinen, der aus den weiten Ebenen Polens zum ersten male herüberkommt und überhaupt ein Gebirge sieht, nicht aber Dem, der aus den Alpen oder gar aus Amerika kommt, wie man denn in den neueren Koppen – Fremdenbüchern einen Vers eines Amerikaners lesen kann: „Ach, du arme Riesenkuppe, bist gegen Chimborasso eine Puppe.“ Wenn also, meinen wir, der Name „Riesenberg“ von mons Riphæus abzuleiten sein soll (man ist, beiläufig gesagt, noch sehr im Dunkeln, woher das alte Volk der Niphäer hergewandert ist), so steht wenig dem im Wege, daß man auch unsern Riebezahl davon ableite. Wir überlassen freilich gern Kennern der altslavischen Sprachen, zu ergrübeln, woher die Endung „zal“ dann genommen sein kann.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Dies Zitat stimmt nicht mit Thomas „Handb. etc.“ S. 24.

<sup>4</sup> Vgl. üb. „Rübezahl“ Provbl. IV. 228 nu. 765, über den Namen besonders S. 224. Red.